



## Das magyarische Volk.

### Die Eigenthümlichkeiten der magyarischen Sprache.



aß das magyarische Volk keinem anderen lebenden Volke nahe verwandt ist, haben ethnologische und philologische Forschungen gleichermaßen bewiesen. Der reine magyarische Typus ist zwar bis auf den heutigen Tag noch nicht befriedigend festgestellt, da über diesen Gegenstand bisher höchstens grundlegende Untersuchungen geschehen konnten, sicher ist aber schon jetzt, daß der Magyare sowohl in seinen Schädel- und Gesichtsformen als auch in seinem Körperbau gewisse Eigenthümlichkeiten besitzt, welche als besondere Racen-Eigenschaften betrachtet werden dürfen und als solche weder nah noch fern bei einem anderen Volke aufzufinden sind. Was die Sprache betrifft, so waren in unserer Literatur Ursprung und Verwandtschaft derselben seit der Zeit der ersten bekannten magyarischen Grammatik (1539) unausgesetzt Gegenstand der Untersuchung. Sogar die Frage der Verwandtschaft mit den finnisch-ugrischen Sprachen befindet sich schon seit mehr als hundert Jahren ständig auf dem Tapet. Erstaunlichen Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit bekunden auf diesem Gebiete besonders unsere jetzt lebenden und wirkenden großen Gelehrten (Paul Hunfalvy, Josef Budenz). Das Ergebnis scheint aber auch jetzt noch nicht im Verhältniß zu stehen zu der auf die Forschung verwandten großen und vielseitigen Arbeit, denn nicht nur daß das Gesamtbewußtsein der Nation sich mit der finnisch-ugrischen Verwandtschaft nicht abzufinden vermag, sondern in der Akademie der Wissenschaften selbst gewinnt eine andere Richtung immer mehr Boden, nämlich die Lehre der Verwandtschaft mit dem türkischen Element, mit Hermann Vámbéry als hervorragendstem und geistvollstem

Verkünder. Welche der beiden philologischen Parteien, die mittlerweile zu richtigen Lagern angewachsen sind, irgend einmal siegreich bleiben werde, das ist noch immer ein Geheimniß der Zukunft. Aus dem bisherigen Verlauf des hochinteressanten Streites hat sich schon einstweilen klar genug ergeben, daß die magyarische Sprache, als gleichfalls der großen Familie der altaischen Sprachen angehörig, sowohl zur finnisch-ugrischen als zur türkisch-tatarischen Sprachgruppe in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht. Die Frage ist nur noch, ob unsere Sprache ihrem Ursprunge nach der finnisch-ugrischen Sprachgruppe angehöre, die türkisch-tatarische Verwandtschaft aber nur das Ergebnis späterer Einwirkungen sei, oder ob sie umgekehrt türkisch-tatarischen Ursprunges sei und die finnisch-ugrische Verwandtschaft sich durch die erhaltende Berührung mit den hierher gehörigen Sprachen gebildet habe. Übrigens ist es sogar noch denkbar, daß sich durch fernere Forschungen eine dritte Möglichkeit herausstellen werde, nämlich daß diese Sprache sich aus dem gemeinsamen altaischen Stamme selbständig ausgesondert habe, als dritter Zweig, der infolge von später eingetretenen geographischen und ethnographischen Verhältnissen keine Nebenzweige treiben konnte. Keinen geringen Vorschub leistet dieser Annahme die in der Entwicklung der magyarischen Sprache zu Tage tretende starke Selbständigkeit, deren Macht alles Entlehnte vollständig dem Geiste der Sprache anzupassen vermocht hat und vermag, und zwar selbst in phonetischer Hinsicht so sehr, daß nicht selten nur die allseitige Zergliederung und höchst umsichtige Vergleichung des Sprachforschers imstande ist festzustellen, ob das eine und andere unserer Wörter urmagarischer Abstammung oder nur eine assimilirte Entlehnung sei. Unbedingt fest steht also nur, daß die magyarische Sprache zu den agglutinirenden Sprachen gehört und auch unter diesen eine derjenigen ist, bei denen der Wortstamm und die modificirenden Wortbestandtheile (Bildungsilben, Flexionsendungen) nach Form und Bedeutung aufs genaueste von einander zu unterscheiden sind.

Ihrer individuellen Natur nach gehört die magyarische Sprache zu denjenigen, welche den schönsten Klang, den vollkommensten Bau und die klarste Präcision des Ausdruckes besitzen. Ihr eigenthümlicher Wohlklang rührt nicht nur daher, daß sie sogar literarisch vierzig rein articulirte Sprachlaute gebraucht, sondern auch daher, daß alle diese Laute, in so und so viele regelmäßige Accorde zusammengefügt, sich zu Worten gruppiren. Es ist nämlich eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, daß ihre Vocale in solche der hohen, tiefen und mittleren (leichten, schweren und neutralen) Stufe zerfallen (e, ö, ő, ü, ű, || a, á, o, ó, u, ú || é, é, i, i), und daß in den einfachen magyarischen Wörtern, mag nun die Zahl ihrer Silben durch Bildungsilben und Flexionsendungen noch so groß werden, stets nur Vocale der nämlichen Stufe zusammentreffen können. Diesen großen und starren Gegensatz gleichen die mittelstufigen Töne insofern aus, als sie sich zu hohen und tiefen Tönen gleicherweise gesellen dürfen

und dadurch die sogenannten Wörter von gemischtem Klange bilden, welche aber in Bezug auf Flexions- und Bildungssilben auch dann unbedingt entweder hoch- oder tieftönig bleiben. So sind z. B. *nemzet, erő, szüle* (Nation, Kraft, Mutter) hochtönig; *magyar, bator, tudós* (Magyare, muthig, gelehrt) tieftönig; *háj, vér, hit, kín* (Rinde, Blut, Glaube, Qual) mitteltönig; *vezér, híres* (Anführer, berühmt) hochtönig gemischte und *néma, virág* (stumm, Blume) tieftönig gemischte Wörter.

Hinsichtlich der für die Aussprache benöthigten Zeit sind die Vocale theils kurz theils lang, was die Schrift mit prosodischer Pünktlichkeit darstellt, indem sie die Schriftzeichen der kurzen Töne entweder mit gar keinem Zeichen versieht (e, a, o, u), oder punktiert (é, í, ö, ü), während sie die langen ohne Ausnahme durch einfachen oder doppelten Accent unterscheidet (é, í, á, ó, ú, ő, ü). Die genaue Einhaltung des Zeitmaßes ist nicht nur für den Wohlklang, sondern auch für die Bedeutung überaus wichtig, da wir sehr viele Wortformen haben, welche kurz oder lang ausgesprochen oder geschrieben von grundverschiedener Bedeutung sind. Es genüge als Probe dafür nur wenige Wörter anzuführen: *el, él* (fort, lebt); *éles, élés* (scharf, Mundvorrath); *hal, hál* (Fisch, schläft); *bajos, bájos* (mühselig, reizend); *veres, véres, verés* (roth, blutig, Schläge); *tör, tőr* (bricht, Dolch); *örül, örül* (er freut sich, er wird toll); *rütak, ruták* (häßliche, Hauten) u. s. w. Es ist selbstverständlich, daß die absichtliche Verwechslung der einander entsprechenden langen und kurzen Vocale eine unversiegliche Quelle unübersetzbarer Wortspiele, besonders in der Volkssprache ist.

Wie an Vocalen, so besitzt die magyarische Sprache auch an Consonanten einen seltenen Reichthum, denn sie hat 25 Consonanten, welche sie einzeln ebenso klar und genau articulirt, als sie sie deutlich von einander unterscheidet, so daß sie z. B. die harten und weichen Consonanten einer Classe selbst bei noch so nachlässiger Aussprache nicht mit einander verwechseln kann; beim Aussprechen von *pap* und *bab* (Priester, Bohne), *Tata* und *dada* (Ortschaft Tata [Totis], Amme), *körök* und *görög* (Kreise, Grieche) u. s. w. ist der Gehörssinn keinen Augenblick im Zweifel über die wahre Bedeutung des Wortes. Hierher gehört auch jenes Gesetz des Wohllauts, daß diese Sprache im allgemeinen der Anhäufung von Consonanten, die neben einander schwer auszusprechen sind, widerstrebt, ja am Beginn eines Wortes überhaupt nicht mehr als einen einzigen Anfangs-Consonanten duldet, mit Ausnahme einiger Lehnwörter, deren Aussprache sich aber sowohl die Schrift- als auch namentlich die Volkssprache gleichfalls gern durch Einschlebung irgend eines passenden Vocales erleichtert. Dieser Forderung des Wohlklanges entsprechend bildeten sich die magyarischen Formen von Wörtern wie: *garas* (Groschen), *Ferencz* (Franz), *iskola* oder *oskola* (schola), *istráng* (Strang), oder beim Volke *goróf* (Graf), *karajczár* (Kreuzer), *kovártéj* (Quartier) und so fort.

Seit der Annahme des Christenthums ist an die Stelle der angeblich uralmagyarischen (sogenannten hunnisch=széklerischen) Schriftzeichen das lateinische Alphabet getreten, obgleich neben diesem die alten nationalen Buchstaben noch Jahrhunderte lang so sehr in Mode waren, daß einer unserer alten Sprachforscher (Stefan Katona de Gelej) selbst noch in seiner im Jahre 1645 erschienenen Grammatik klagt, der Magyare besitze „seine selbsteigenen alten Buchstaben“, sage sich aber nunmehr von denselben los und schreibe „mit fremden lateinischen (deák) Buchstaben“, und zwar „auch noch über die Maßen verschieden und fehlerhaft“; ja es sind alte Inschriften in diesen Zeichen noch jetzt geschrieben zu sehen im Udvarhelyer Comitat an der Decke der unitarischen Kirche zu Enlaka, im reformirten Collegium zu Udvarhely aber auf einem hölzernen Streitkolben und gemeißelt zu Kovácsna im Háromszékler Comitat an einem Balken eines alten Hauses, gar nicht zu gedenken jener noch jetzt bekannten hunnisch=széklerischen Alphabete, von welchen auch Nikolaus Révai, der Vater unserer historischen Sprachforschung, zwei Varianten in seine große Sprachlehre, betitelt „Elaboratio Grammatica“ 2c., aufgenommen hat.

Wie schwer es gewesen, das lateinische Alphabet der magyarischen Sprache anzupassen, ist schon daraus zu entnehmen, daß, wie gesagt, die Zahl unserer Sprachlaute vierzig ist, also fast zweimal so groß als die Zahl der lateinischen Buchstaben; ferner, daß auch unsere scheinbar mit dem Lateinischen übereinstimmenden Laute mehr oder weniger eigenartig sind, und endlich, daß wir mehrere Laute haben, welche dem Lateinischen geradezu fehlen. Von den Vocalen ganz abgesehen, sind z. B. solcher Art die Consonanten: dz, sz, cs, ds, ty, ly, ny, gy und zs, welche in der Aussprache als ebenso einfache Laute erscheinen wie die mit einfachen Schriftzeichen (b, k, m u. s. w.) und in denen bald das erste Schriftzeichen (dz), bald das zweite (ny) gar nicht als Buchstabe, sondern nur als Accent gilt, d. h. als Erweichungs- oder Verhärtungs-Accent neben dem anderen Buchstaben, der der eigentliche Lautträger ist. Es hat auch in der That lange gedauert, bis die heutigen Regeln der magyarischen Rechtschreibung feststanden; dafür aber haben wir es auch so weit gebracht, daß die entlehnten Buchstaben heute jeden unserem Schriftthum einverleibten Laut so getreu bezeichnen, wie dies nur in wenigen Orthographien der gebildeten Welt der Fall ist.

Der Wortklang der gebildeten und der Volkssprache weichen hier und da insofern von einander ab, als die letztere auch Lautschattirungen benützt, welche in die Literatur nicht aufgenommen worden (ä, â, ê), ja an manchen Orten auch derartiges hören läßt, was dem Diphthong der arischen Sprachen nahekommt (sziep luó, jáó fejeős üszüó, statt „szép ló, jó fejős üsző“ = schönes Pferd, gute Milchkuh); allein mit Ausnahme solcher dialectartigen Erscheinungen unterscheidet sie sich kaum in etwas von der Schriftsprache, wie denn auch die magyarische Sprache eigentlich gar keine Dialecte im

gewöhnlichen Sinne des Wortes hat. Daß die beiden Sprachformen einander so sehr nahe liegen, ist indessen bloß allgemein zu verstehen, denn die größere grammatikalische Ausbildung und Regelmäßigkeit, wie auch Adel und Abwechslung des Ausdrucks sind, wie in anderen gebildeten Sprachen, so auch hier nur als die naturnothwendigen Eigenschaften der verfeinerten literarischen Sprache anzusehen.

Ihrem Bau nach steht die magyarische Sprache völlig auf der Stufe der ausgebildeten Reife und hat dadurch nicht nur als geistiges Band zwischen Ungar und Ungar, sondern auch als höher gearteter Dolmetsch der Gedanken- und Gefühlswelt Anspruch auf einen vornehmen Platz in der Reihe der gebildeten Sprachen. Sie besitzt zehn Redetheile, wobei zu merken, daß die Präposition der arischen Sprachen hier durch eine „Postposition“ ersetzt ist, die Präpositionen werden aber meistens durch entsprechende Suffixe ausgedrückt.

Die Unterscheidung der Wörter nach grammatikalischen Geschlechtern (Genera) ist im Magyarischen gänzlich unbekannt; da aber eine solche dem magyarischen Gedankengang vollkommen fremd ist, schädigt dies das System der Sprache nicht im geringsten, und zwar um so weniger, als sie andererseits mit den Behelfen der Wortbildung und der Wortbeugung überreich ausgerüstet ist und es daher in ihrer vollen Gewalt hat, auch die feinsten Abtönungen der Begriffe aufs treffendste auszudrücken. Ihre Wortbildung geschieht theils durch Lautveränderung, theils durch sogenannte Bildungssilben, theils auch mit Hilfe von Wortzusammensetzung. Die wortbildende Kraft der Lautveränderung hat sich mehr in der Vergangenheit geltend gemacht; heutigentags scheint sie selbst in der Volkssprache aufgehört zu haben, daher denn auch Wortformen wie: lebeg, libeg, lobog (flittert, flattert, flackert) || renget, ringat, rángat (bringt ins Wanken, Schwanken, zerrt daran) || kövecs, kavics (Steinchen, Kiesel) || ez, az (dies, das) || itt, ott (da, dort) u. s. w. mehr als akustische Erscheinungen denn als Thatfachen des Vokabulars betrachtet werden. Desto beständiger und fruchtbarer ist das Leben innerhalb der beiden anderen Arten, deren sprachentwickelnde und sprachbereichernde Kraft ins unberechenbare geht. Die Bildungssilben, über ein halbes Hundert an Zahl, gehören im allgemeinen zwei größeren Gruppen an, deren eine zur Bildung von Nennwörtern (Nomina), die andere zur Bildung von Zeitwörtern (Verba) dient. Diese Gruppen sondern sich wieder in je zwei Unterabtheilungen, welche einestheils aus Nennwörtern Nennwörter und Zeitwörter, andertheils aber aus Zeitwörtern Zeitwörter und Nennwörter bilden. Gleich den ursprünglichen Wurzeln und Stämmen können auch die Bildungswörter immer neuen Wörtern als Stammwort dienen, so daß selbst die gewöhnlichsten Derivata (Ableitungswörter) neben den Grundwörtern zu ganzen Reihen anwachsen. Auch die Wortzusammensetzung ist eine sehr reiche Quelle der Vermehrung für den magyarischen Wortschatz, obgleich in dieser Hinsicht unsere Sprache weit enthaltamer ist als z. B. die deutsche;

daher sie denn Begriffsgruppen, welche auszudrücken die Zusammensetzung von vier, fünf oder noch mehr Wörtern erforderlich wäre, wo nur irgend möglich auflöst oder gelegentlich durch Umschreibung ausdrückt, um auf diese Art auch dem Wohlklang sein Recht zu wahren. Zu erwähnen ist noch, daß, wie jede Sprache, die magyarisches nicht minder ihren Wortschatz durch Entlehnung bereichert, die entlehnten Wörter sind jedoch nur insofern in die Rubrik der Wortbildung einzubeziehen, als sie sich nach den Lautgesetzen der magyarisches Sprache umwandeln und dadurch nach Form wie nach Sinn magyarisches Wörter werden. Das Hauptmittel, um die Wörter innerhalb des Satzes auf einander zu beziehen, ist die Wortbeugung (Flexion), welche theils Declination theils Conjugation ist und in jenem Fall durch Declinations-, in diesem durch Conjugationsendungen bewerkstelligt wird.

Die Flexionsendungen wie auch die Bildungssilben sind Überbleibsel von einst selbständigen Wörtern, die durch Abschleifung entstanden sind und ihre einstige volle Bedeutung ihrer neuen Rolle zuliebe in eine bloße Function verwandelt haben. Manche derselben haben jedoch ihre alte Form und Bedeutung bis auf den heutigen Tag bewahrt und figuriren so noch immer auch als selbständige Wörter. Die Zahl der Nominal-, wie der Verbal-Endungen ist so groß wie nur bei wenigen auch unter den agglutinirenden Sprachen. Zu den Nennwörtern können allein schon vierzehn Nominativ-Endungen treten, wobei zu bemerken, daß das unlectirte Nennwort selbst der fünfzehnte Nominativ ist. Zu jedem dieser Nominative können wieder achtzehn- bis zwanzigerlei Verhältnißendungen treten. Alles in Allem kann ein Nennwort der magyarisches Sprache mehr als fünfhundert Formen annehmen, ohne daß sich seine Grundbedeutung auch nur im geringsten ändern würde.

Die Conjugation ist nicht minder reich an Formen. Mit Bezug darauf genüge es, nur einige auffallendere Eigenthümlichkeiten zu erwähnen. Jedes übergehende oder andere übergehend gebrauchte Zeitwort hat zwei thätige Conjugationen: eine subjective und eine objective, wobei jene einfach bedeutet, daß das Subject thätig auftritt, z. B. **lát-ok** (ich sehe); diese dagegen bedeutet, daß die Thätigkeit des Subjects sich auf ein bestimmtes Object richtet, z. B.: **lát-om** (a hegyet), (ich sehe, z. B. den Berg). Die erste Person des objectiv abgewandelten Zeitwortes vermag mit unvergleichlicher Kürze und Genauigkeit auf die zweite Person als auf das Object hinweisen, nämlich folgendermaßen: **lát-l-ak**, **lát-a-l-ak** (ich sehe dich, ich habe dich gesehen), und wenn wir eine solche Verbalform auch noch mit einer potentialen Anhängsilbe versehen, dann braucht z. B. die deutsche Sprache schon eine ganze Menge Wörter, um einen großen, in ein einziges Wort zusammengezogenen Satz übersetzen zu können, z. B. **lát-hat-l-ak** (ich kann dich sehen), **lát-hatta-l-ak** (ich habe dich sehen können).

Die richtige Anwendung der subjectiven und objectiven Conjugation kann mancher Fremde sein Lebtag nicht erlernen. Da hilft die bloße Grammatik nicht, nur die scharfe Beobachtung und die bewußte Übung. Wie oft hören wir von Fremden Dinge dieser Art: „Tudsz magyarul?“ (Kannst du magyarisches?) „Tudom“ (ich kann) entgegnet der Gefragte, „Látok“ (ich sehe es) trumpft ihm der Frager zurück. Beides ist gefehlt; das Richtige wäre „tudok“ und „látom“, denn der erste Fall verlangt die subjective Conjugationsform (tudok magyarul beszélni, ich kann magyarisches sprechen), der zweite dagegen die objective Form (látom, hogy tudsz, ich sehe es, daß du kannst). Ein anderer seltener Reiz des magyarisches Zeitwortes ist es, daß es seinen Infinitiv ebenso mit Personalendungen versehen kann wie welches vollkommene Tempus immer, z. B. látnom, kérnem, jönnöm (etwa: mir zu sehen, dir zu bitten, ihm zu kommen); diese Feinheit ist aber schlechterdings nicht übersehbar, andere Sprachen haben dafür nur umschreibende Ausdrucksweisen.

Da die magyarisches Sprache für den Ausdruck der Verhältnisse und Beziehungen in der Rede über so viele und mannigfaltige Mittel verfügt, sind natürlicherweise ihre Satzgefüge und überhaupt ihre Ausdrücke jeder Art so vollkommen klar und genau, daß weder in Prosa, noch im dichterischen Vortrag irgend Dunkelheit oder Zweideutigkeit obwalten kann, außer wenn der Schriftsteller dieses seine Werkzeug nicht zu meistern vermag. Man höre doch den Parlamentsredner und das Werk des Dichters, oder den Dorfrichter und das Volkslied, man spreche mit dem Mann aus den höchsten Kreisen oder mit dem Hirten der Buszten im Alföld, man wird sich in jedem Falle gleich sehr erfreuen an der seltenen Originalität dieses logischen Gedankenganges, wie an der einfachen Klarheit der Ausdrücke, an ihrer ernsten Würde, malerischen Farbenpracht und anschaulichen Plastik. Denn, obgleich unser tausendjähriges Leben in Europa uns aus so Manchem herausgeschält hat, was wir aus der asiatischen Urheimat mitgebracht, — die orientalisches gearteten Bilder und Vergleiche, kurz: die Urwüchsigkeit in Gedankengang und Ausdrucksweise besteht ein für allemal selbst in den untersten Schichten unseres Volkes, ja man kann sogar sehr viel Ursprüngliches so recht eigentlich nur noch dort finden.

Das magyarisches Wort nennt und bezeichnet nicht bloß, sondern es malt auch den Begriff, die Empfindung. Um dies einigermaßen zu beleuchten, könnte man beispielsweise viele Duzende von Synonymen des Zeitwortes, welches das „Gehen“ bedeutet, zusammenstellen, wobei noch zu merken wäre, daß die Mehrzahl dieser Zeitwörter wieder mehrfache Bedeutungen hat und daß auch so noch jedes einzelne jenen Zeitwörtern diametral entgegengesetzt ist, welche das „Kommen“ ausdrücken und die Annäherung an den Standort des Sprechenden darstellen, ebenso wie jene die Entfernung von demselben. Fremde finden oft eine Schwierigkeit in jener Eigenheit unserer Sprache, daß wir bei

der Benennung von Personen stets den Familiennamen (beziehungsweise das Adelsprädicat) zuerst und den Taufnamen zuletzt setzen, das heißt, daß wir sagen: Sárvári Széchenyi István und nicht auf arische Weise: Stephanus Széchenyi de Sárvár. Die Ursache davon ist sehr einfach. Der magyarische Verstand geht bei der Betrachtung immer vom Äußeren aus und schreitet zum Inneren, zum Wesen vor; daher ist es im Magyarischen Grundprincip, daß das Epitheton gewöhnlich dem Worte, das es näher bestimmt, voransteht. Deshalb setzt man auch bei den Benennungen von Personen den Familiennamen als Bestimmungswort dem Taufnamen, als dem zu Bestimmenden, voraus.

Und diese Sprache, die ein so seltenes Interesse darbietet, hat sich hauptsächlich im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits auf eine so hohe Bildungsstufe erhoben, daß es keinen Gedanken und keine Empfindung, weder eine Wissenschaft, noch eine Kunst gibt, die man magyarisch nicht entsprechend, ja elegant verdolmetschen könnte. Der thätige Eifer der zahlreichen wissenschaftlichen Vereine, die Wirksamkeit der Zeitungs- und Fachliteratur nach tausend Richtungen, die gefeierte Schar unserer großen, auch im Auslande gewürdigten Dichter, die Kanzel, die Schule, kurz jeder Factor des geistigen Lebens wirkt begeistert mit, nicht nur an der Bereicherung der nationalen Sprache, sondern auch an der fortwährenden Verfeinerung der Sprache, welche übrigens, was ihr Wortschatz und die Macht ihres Kunststils vermögen, schon durch die eine Thatfache glänzend beweist, daß Shakespeare, Molière, Aristophanes u. s. w. vollständig, und zwar in ebenso treuer als poetischer Übersetzung ins Magyarische verpflanzt sind.

Bei alledem hat, wie die Nation selbst, auch ihre Sprache mancherlei Fährlichkeiten überstanden. Besonders schlecht erging es ihr im XVIII. Jahrhundert, als das nationale Bewußtsein, zumal bei den gebildeten Ständen, in eine Ohnmacht verfallen war, welche fast dem Tode gleichkam. Der größte Theil des Hochadels huldigte der Mode einer fremden Bildung; der niedere Adel aber und die im allgemeinen sogenannte Honoratiorenclasse betrachteten die lateinische Sprache als den würdigsten Dolmetsch der Bildung und benützten sie häufig sogar im Alltagsgespräch. So wurde jene Sprache, welche im XVI. und ganz besonders im XVII. Jahrhundert sich schon einer wirklich glänzenden Literatur rühmen konnte, jetzt wieder zu einer bloßen Sprache des Volkes und blieb das auch bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts, wo auf die Zeit des Verfalls plötzlich eine Wiedergeburt folgte, welche alles Versäumte nachzuholen bestrebt war, so daß die magyarische Sprache, durch eine Schar von Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu neuem und glänzendem Leben erweckt, schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ihren siegreichen Einzug auf alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens hielt, ja seit 1847 sogar in den Königshallen ein dauerndes Heim gefunden hat.